

Inge Besgen

Ich gehe den Weg meiner Sehnsucht bis zum Ende



Inge Besgen 010

Inge Besgen

**Ich gehe den Weg meiner Sehnsucht
bis zum Ende**

Der lange Weg einer Künstlerin

© 2020 Inge Besgen

Verlag und Druck:
tredition GmbH, Halenreihe 40–44, 22359 Hamburg

ISBN

Paperback: 978-3-347-08707-1

e-Book: 978-3-347-08708-8

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Inge Besgen – auf ganzer Linie

Inge Besgen lernte ich 2007 kennen. Sie war meine erste Interviewpartnerin in der Radio Rüsselsheim Sendereihe „Rückspiegel“. Sofort verstanden wir uns, und der Funke sprang beim Gespräch über. Inge erzählte mir aus ihrem Leben, und ich war beeindruckt. Sie gehört einer anderen Generation an. Damals waren Mädchen, Frauen, lediglich das Anhängsel von Eltern und später von ihrem Mann. Sie hatten nicht die Wahl, über ihr Leben selbstbestimmt zu entscheiden. Mit diesem Wissen wird die Hochachtung größer vor der Lebensleistung der Frau Inge Besgen. Welchen Mut und Eigensinn hatte sie, um aus den Zwängen und den Regeln ihrer Generation auszubrechen. Welche Entwicklung hat sie durchgemacht, und wie sehr hat sie sich selbst erfahren und reflektiert. Weder die Auseinandersetzung mit sich selbst noch mit anderen scheut sie, ganz im Gegenteil. Inge Besgen provoziert und stellt sich ihr. Sie ist ein streitbarer und mutiger Mensch, unbequem und ehrlich – zu sich und ihrem Umfeld. Sie weiß, was sie will, und sie will so viel. Feinfühlig und sensibel ist sie, aber das zeigt sich erst auf den zweiten Blick. Inge Besgen ist genauso kontemplativ wie ihre Bilder, getrieben von ihren vielen Ideen und Projekten. Sie sucht mit vollem Einsatz nach Umsetzungsmöglichkeiten dessen, was sie gerade antreibt, kniet sich in jedes einzelne ihrer Projekte rest- und rastlos hinein. Das ist der rote Faden – die Linie in ihrem Leben. Professionalität ist ihr wichtig.

Die Lebenslinien, mit Abstand, das aufsehenerregendste Projekt, Rippeds – der Zerriss von pornografischen Heften, Streetfaces – die Linien der Autoreifen auf nasser Fahrbahn erforschen. Aber auch die Arbeit mit Geflüchteten oder die Schaffung von historischen Erinnerungskästen. Nicht alles wird umgesetzt, was sie sich ersinnt, doch das was umgesetzt wird, führt zum Erfolg und zum gesellschaftlichen Interesse. Sie ist bekannt in der Szene.

Es lohnt sich, dieses Buch über ihr Leben zu lesen, denn es lässt in eine Kindheit während des 2. Weltkrieges schauen, eine Jugend im Nachkriegsdeutschland und eine Karriere im Wirtschaftswunderland. Zerrieben zwischen dem Traum von Liebe und Anerkennung und dem realen Leben in einer unglücklichen Ehe und dem fortwährenden Gefühl, ungerecht behandelt zu werden. Sie schafft es, sich zu befreien. Sie schafft es, als alleinerziehende Frau, gegen alle Konventionen, selbstständig für sich und ihren Sohn zu sorgen und darüber hinaus noch die Schulden für ihr Eigenheim zurückzuzahlen. Das geht nicht auf Dauer gut. Doch sobald ihr Sohn volljährig ist, befreit sie sich von allen Zwängen und nimmt eine Auszeit in der Einsamkeit. Hier findet sie ihren roten Faden wieder, hier findet sie für sich heraus, was sie wirklich will. Einen Lebenstraum erfüllt sie sich und wird professionelle Künstlerin. Studiert, arbeitet und lehrt erfolgreich in ihrem Traumberuf. Alle Hindernisse, Selbstzweifel und Probleme können überwunden werden. Inge Besgen ist eine starke Frau und ihr Leben zeigt, dass mit einem starken Willen, Träume wahr werden können.

Christine von Essen

Einleitung

Seit zehn Jahren schlummert das Manuskript so vor sich hin. Dass es jetzt fertig redigiert ist, verdanke ich in erster Linie Christine von Essen. Sie hat unwahrscheinlich viel geleistet, da meine Tagebücher, die Grundlage meines Schreibens, nicht datiert waren, aber auch Claudia Breinl und Valentino Vujica. Freunde die mir beistanden, sind in den jeweiligen beschriebenen Zeiträumen unter vielen anderen, Gerhard Löffert. Er hat mich allzeit beim Aufbau der Merian-Kunstschule unterstützt.

Mein größtes Geschenk war die Bereitstellung des Ateliers im M55 durch die Firma Opel AG. Ihnen gehört mein großer Dank.

Hundertmal Dank an Gabriele und Christian Höll für ihren Einsatz. Ebenso der Stadt Rüsselsheim, die mich allzeit unterstützt hat. Horst Ziegenfusz, der mich seit Jahren begleitet.

Ein besonderer Dank gilt Gudrun Knabe, meinem seelischen Mülleimer. Keine hört so gut und wertfrei zu, wie sie. Ich danke auch Bärbel Fleischer und meinem ehemaligen Galeristen Ferdinand Meyer. Er war der erste, der an mich glaubte und mich förderte. Michael Schink bin ich sehr verbunden. Er hat mein volles Vertrauen und alle genannten meine Achtung.

Nicht zuletzt bedanke ich bei meinem Sohn. Für das Outen seiner Krankheit und die damit verbundene Offenheit in dieser Schrift. Vielleicht können wir Menschen diese Krankheit näherbringen mit dem, was Pfleger und Angehörige aushalten. Aber auch, durch welche Hölle die Betroffenen selbst gehen. Die oft zitierte Liebe hat sich anders als üblich niedergeschlagen.

Alles wird gut.

Ps.: Die meisten Namen im Buch sind ausgetauscht.

Teil I

Kindheit – Krieg und Kommentare

Nun, der Horizont meines Lebens wird sich nicht mehr wesentlich erweitern, wenn ich die Berechnung der Lebenserwartung zugrunde lege. Wir schreiben das Jahr 2019, und ich bin alt. Die Zukunft, auf die ich immer so neugierig war? Ich verschiebe sie jetzt mal so, wie früher die Vergangenheit. Neugierig bin ich trotzdem auf sie. Schauen wir mal ...

Kindheit

Es wird 1933 oder 34 gewesen sein.

Das kleine Mädchen Inge, sitzt im Bett und spielt mit der Küchenschublade und deren Inhalt. Mutter hatte sie mir auf das Deckbett gestellt mit guten Wünschen und dem Versprechen, bald wieder aus der Fabrik zurückzukommen, anfügend die Warnung: „Messer, Schere, Licht sind für kleine Kinder nicht!“ Oma Christine, wohnte zwar unten im Haus, aber sie soll gesagt haben: „Setzt eure Kinder auf den Kirchturm, ich hüte sie euch nicht.“

Mutter musste mitarbeiten, seit meine Eltern eine Hypothek aufgenommen hatten. Sie haben das Haus meiner Oma um ein Stockwerk erhöht. Mutters Stiefvater, mein Opa von der anderen Seite, war Bürge für die Hypothek. Ausgerechnet er, der einstmals seine Heirat mit Oma davon abhängig gemacht hatte, dass sie ihre vier Kinder aus erster Ehe aus dem Haus brachte. Alle vier wurden bei Verwandten mit einer Mitgift abgegeben. Meine Mutter war damals neun Jahre alt. Als die Mitgift aufgebraucht war, wurden sie als Kindermädchen in Geschäftshäuser

weitervermittelt. Im Teenageralter ging meine Mutter in die französische Schweiz.

Durch meine Tante Klara hat sie meinen Vater in Ingelheim kennengelernt.

Als Vater sie seiner Mutter vorstellte, war sie eine hübsche, brünette Frau mit samtweichen Augen, schlank, und schick gekleidet. Eben ein Mädchen aus der Stadt.

Meine Omas hatten jeweils vier Kinder, zwei Mädchen und zwei Buben. Beide Frauen waren Witwen. Ihre Männer waren beim Bahnbau tödlich verunglückt. Wenn Post an eine Witwe ankam, so an die Adresse: An Frau Peter Heim, Witwe. Frauen waren das Anhängsel des Mannes und hatten noch lange kein Stimmrecht.

Während Mutters Mutter, die ich immer „kleine Oma“ nannte, wieder heiratete, blieb Vaters Mutter alleine, schaffte sich vier Äcker an, um sich selbst und ihre Kinder zu ernähren. Ich habe sie als sehr temperament- und kraftvoll erlebt. Christine hatte eine Kuh und eine Ziege, Hühner, Hasen und Gänse. Das Grünzeug für das Vieh mussten die beiden Buben frühmorgens vor der Schule von den Äckern holen. Diese lagen einige Kilometer weit weg in der Nähe des Rheins. In der Schule sind sie oft eingeschlafen, sagten Vaters Schulfreunde.

Als meine Mutter Oma Christine vorgestellt wurde, war das kein herzliches Willkommen, denn sie war von auswärts, und sie war katholisch. Das zog sich durch die ganze Beziehung bis Oma starb.

Meine Mutter kleidete sich schön. Durch ihre Zeit in der Schweiz hatte sie andere Vorstellungen vom Leben gewonnen. Sie legte großen Wert auf ihr Äußeres.

Wenn sie zur Schneiderin ging, saß ich unter dem Zuschneidetisch und befühlte die herabfallenden Stoffreste. Vor dem Krieg kam immer ein Jude mit Stoffen auf dem Arm aus dem Odenwald und hausierte mit diesen

Kostbarkeiten. Ich erinnere mich noch, dass er ans Fenster klopfte. Man wollte dann von ihm wissen, wo er schon gewesen war, und was die anderen Nachbarn gekauft haben. Oma Christine hat mir einmal einen Schürzenstoff gekauft. Und einmal bekam ich von ihr eine Tüte Dörrobst. Ab und zu spielten wir Mühle, Mensch ärgere dich nicht und Domino miteinander.

Später kaufte meine Mutter immer in ausgewählten Modegeschäften in Wiesbaden ihre Kleider. Vater war stolz auf sie, weil sie so gut aussah. In Ostpreußen, wo er im Krieg stationiert war, kaufte er ihr die schönste Spitzenunterwäsche. „Mach dich schön untenrum“, habe ich mal gehört. Parfüm hat er auch geschickt, was ihre Schwiegermutter, meine Oma Christine, höhnisch quittierte.

Ich liege mit Mama im Bett, unter der Decke meine Beinchen um die ihren gewickelt. Das hatten wir beide gerne. Mama häkelte Kleidchen für mich. Ich war immer schön angezogen. Mama erzählte mir Märchen und Geschichten aus ihrem Leben. Sie erzählte von den „alten Deutschen“ und von der Inflationszeit, dass Menschen sich aus dem Fenster stürzten, weil sie ihr ganzes Geld verloren hatten und nicht arm sein wollten. Ich war schon mit drei Jahren Mutters Zuhörerin und blieb es lange.

Vater verdiente neun Reichsmark in der Woche als Lastwagenfahrer in einer Konservenfabrik.

Er brachte die Ware ins Ruhrgebiet und von dort Südfrüchte wie Paranüsse, Bananen, Apfelsinen und Kokosnüsse mit zurück. Wenn ich aufwachte, lagen manchmal einige dieser Seltenheiten oben auf dem Kleiderschrank. Keiner meiner Nachbarskinder hatte so etwas schon gesehen. Vater war auch in der freiwilligen Feuerwehr. Er hatte viele Freunde, mit denen er Mandoline spielte. Wenn sie sich im Lokal „beim Bierchen“ trafen, ging Mutter anfangs mit, später hat sie diese Männergesellschaft abgelehnt.

Vater sagte oft: „Wenn einer aus der Gruppe heiratet, bricht sie auseinander.“

Am Wochenende sind wir viel und lang gewandert. Mutter hatte zwei Freundinnen, die auch kleine Kinder hatten. Wir liefen nach Ingelheim Nord (damals Frei-Weinheim), setzten mit dem Schiff über, gingen zur Hallgartner Zange und zum Niederwalddenkmal. Dann mit dem Schiff auf die andere Rheinseite zum Schweizerhaus, abends mit der Bahn zurück und noch eine halbe Stunde nach Hause laufen. Nur selten hat mich Vater Huckepack getragen.

Vater hatte mich gerne, Mutter sicher auch, damals. Als es eine angebliche Liebschaft meines Vaters mit einer Kollegin gab, erzählte sie mir das. Sie packte mich und schleppte mich vor das Haus, „wo diese Hure wohnt“. Da war ich sechs Jahre alt.

Meine Schwester Irene kam 1937 zur Welt. Ein kleines Mädchen mit einem rosa Po wie ein Pfirsich. Ich weiß nicht, ob ich fragte, wo das Kind herkam, wohl aber, dass Mama sagte, ich sei jetzt die Große und müsse zurückstecken. Damals lagen die Wöchnerinnen noch ein paar Tage im Bett, auch weil man der Meinung war, dass mit Beginn der täglichen Arbeit, vor allem beim Griff ins Wasser, die Muttermilch wegbliebe. Ich erledigte jetzt Botengänge. Wenn der Lebensmittelladen schon geschlossen hatte, ging man hinten herum, entschuldigte sich und kaufte dort das Gewünschte. Die Ware wurde lose verkauft in Papier, das über Eck zur Tüte gefaltet wurde. Durch das Schließen der großen Öffnung wurde die Tüte stabil. Öl, Essig oder Petroleum wurde in mitgebrachte Flaschen gefüllt. Mit dem Wort Petroleum hatte ich Schwierigkeiten und verlangte „Petro le um“. Oma wischte damit den abgeschrubbten Fußboden. Ein paar Tage lag dann Papier darauf, bis alles eingezogen war. Dann war er fast schwarz und glänzte. Die Wände waren mit grünem oder braunem Rupfen, ein grobes

Gewebe aus Hanffasern, bespannt und die verputzte Mauer wurde mit einer gemusterten Gummiwalze eingefärbt.

Vater war sauer, dass das neue Kind schon wieder ein Mädchen war und soll es acht Tage nicht angeschaut haben. Als Irene ein halbes Jahr alt war, musste sie wegen eines Abszesses ins Krankenhaus. Mutter durfte sie nicht besuchen. Als sie wieder zu Hause war, hatten wir ein Baby, das von morgens bis abends schrie, bis es keine Stimme mehr hatte. Einmal, als Besuch da war, schmunzelte einer wegen Nudeln, die über Irenes Lätzchen hingen und sagte: „Guckt euch mal die Kleine an!“ Sie erfasste sofort mit ihren dunklen Kulleraugen die ganze Runde, schob mit Wucht den Teller in die Tischmitte, legte sich über den Tisch und schrie aus vollem Halse. Das alles in Sekundenschnelle. Als sie vier Jahre alt war und ein Soldat uns, Mutter mit ihren beiden Töchtern fotografieren wollte, schmiss sie sich laut schreiend über den vor ihnen liegenden Kanaldeckel. Der Soldat hatte Mühe, sie aufzuheben. Sie war ein schwieriges Kind.

Ich musste oft auf Irene aufpassen.

Nachmittags wurde aus der Konservenfabrik Obst der Saison geholt. Je nach Jahreszeit wurden Kirschen oder Zwetschgen entsteint, Johannisbeeren entstielt, Bohnen abgezogen, wobei man den Faden an der Kante abziehen musste. Alles war vorher gewogen und beim Zurückbringen zur Fabrik musste das Gewicht samt Abfall wieder stimmen. Der Transport wurde von den Frauen mit dem Bollerwagen durchgeführt. Ich „durfte“ mit, musste auch mitarbeiten. Alle 2 Stunden durfte ich raus und mit der Puppe spielen. „Aber mach´ sie nicht kaputt, die ist noch für Irene!“

Puppen haben mir keinen Spaß gemacht, ich habe lieber „Verkaufen“ gespielt. Abgezupfte Blätter waren Teller, auf die Sand oder das Scheuermittel „ATA“ als Mehl gestreut wurde. Der Nachbarsohn Werner Sinning „kaufte“ dann meine Ware durch Klopfen mit der Hand. Mit ihm habe ich oft gespielt. Später habe ich ihn immer abgeholt zur Schule.

Immer musste ich auf ihn warten, denn er war nie fertig, musste erst noch seinen Brei fertig essen.

Werner brachte von der Schreinerei seines Vaters Glasscherben mit, die schräggestellt ein Glashaus ersetzten für Unkraut, das wir beim Wachsen beobachten konnten.

Zu Weihnachten bekam ich einmal eine Puppenküche und ein anderes Mal einen Kaufladen. Anfang Januar kam alles wieder auf den Speicher bis zum nächsten Weihnachten. „Mach es nicht kaputt, es ist noch für Irene.“

Wir haben in unserem Viertel Lubbert, Hickeln, mit dem Dobsch, Seil hüpfen und Klicker gespielt. In diesem alten Ortskern gab es viele kleine Gässchen, kein Auto kam dorthin, keine fremden Kinder. Dort kannte jeder jeden. Erst später habe ich bemerkt, dass das auch ein Nachteil sein kann. Zum Beispiel mit Helmut durften wir nicht mehr spielen, weil seine Mutter Jüdin war. Erklärt wurde uns das nicht. Man hatte zu gehorchen und nicht „dumm“ zu fragen. Brav sein. Nicht reden, wenn die Eltern sprechen. Immer habe ich auf die Münder geschaut, wann sie sich doch endlich schließen würden, damit ich etwas fragen oder sagen könnte. Oft so lange, dass der Zusammenhang nicht mehr gegeben war oder ich es vergessen hatte. Wenn es doch mal klappte, hieß es oft: „Das verstehst du noch nicht. Sei nicht so vorlaut. Das macht man nicht. Man muss sich ja mit dir schämen. Was denken die Leute.“ Brav sein war alles, auch in der Schule. Es gab Noten für Betragen. Ich hatte immer eine eins. Mutter war stolz auf ihre Erziehung. Sobald ich lesen konnte, bekam ich von Mama Bücher. Ich glaube in unserem ganzen Viertel gab es kein Kind mit Büchern. Ich hatte ein ganzes Bord voll. Später war die Literatur dem Staat angepasst, es hörten auch die Buchgeschenke auf. Lieblingsaussprüche von Mutter waren: „Das Bäumchen biegt sich, doch der Baum nicht mehr. Wer sein Kind liebt, der züchtigt es. Schläge haben noch niemandem geschadet.“ Wenn ich mich über Schläge beklagte, obwohl ich nichts angestellt hatte, hat Mama nur gemeint: „Du hast sicher ein andermal was angestellt und

hast dafür keine Schläge bekommen.“ Ich werde nie vergessen, dass ich einmal vor ihr hinknien musste und um Entschuldigung bitten.

Ich hatte in meinem Lieblingsgeschäft Genheimer, einem kleinen Schreibwarenladen mit bunten Geschenkpapieren, Heften, Büchern, und schrägen, großen Gläsern mit Himbeerbonbons und Lakritz, eine Postkarte geklaut, um sie abzumalen. Ich musste sie wieder hinbringen und mich bei Frau Genheimer entschuldigen und werde die Scham nie vergessen, die mich fast im Boden versinken ließ. Nie wieder habe ich geklaut. Die Zeichnung hat Mama aber aufbewahrt. Ich habe sie jetzt noch. Taschengeld für Kinder? Schon allein das Wort gab es nicht.

Bomben auf das Haus von Onkel Schorsch

1939 begann der Krieg.

Zur Charakterisierung der Nazizeit in Ingelheim und des dortigen Bombenkrieges füge ich zwei Zitate aus den Webseiten des Historischen Vereins Ingelheim ein. Das erste habe ich der Seite „Ingelheim in der Zeit des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges 1933 bis 1945“ (<http://www.ingelheimergeschichte.de/index.php?id=146>) entnommen und das zweite der Seite „Der Luftkrieg in Ingelheim“ (<http://www.ingelheimergeschichte.de/index.php?id=3819>).

Verfasser beider Seiten ist Hartmut Geißler, der sich dabei vor allem auf Publikationen des früheren Oberbürgermeisters Anno Vey stützte.

Im Nieder-Ingelheimer Stahlhelm, einem Verein der ehemaligen Frontsoldaten, der hier 1930 gegründet wurde, organisierten sich wichtige NSDAP-Mitglieder wie der spätere NSDAP-Bürgermeister Franz Bambach. NSDAP-Gruppen wurden 1928 oder 1929 in beiden Ingelheim gegründet. Kießener weist allerdings auch auf ideologische Differenzen des Ingelheimer Stahlhelms zu Hitlers Bewegung hin (vgl. Kießener, 2010 S. 249).

In Ingelheim errangen die Nationalsozialisten bei der letzten Reichstagswahl mit konkurrierenden Parteien am 5. März 1933 die relative Mehrheit, die aber mit ungefähr 38 % (37,96 in NI und 38,04 in OI) deutlich unter den NSDAP-Ergebnissen im Reich (43,9 %) und in Rheinhessen (42,96 %) lagen; im überwiegend katholischen Frei-Weinheim erzielten die Nazis sogar nur 33,9 % und lagen damit nur an zweiter Stelle hinter den Stimmen für das Zentrum mit 44,5 %; stärker gewählt wurden die Nationalsozialisten im ländlichen Großwinterheim (46,53 %); Ingelheim war also zwar auch vom allgemeinen Zeitgeist in Deutschland erfasst, aber eine Hochburg des Nationalsozialismus kann man es nicht nennen. Die führenden Nationalsozialisten waren nur zu etwa einem Drittel gebürtige Ingelheimer, während die anderen zugezogen waren (Klausen, 2008, S. 127). Nach der Wahl rissen die Nazis auch in den Ingelheimer Orten alle politische Macht an sich, setzten die bisherigen Kommunalpolitiker ab, schalteten die Gemeindevertretungen gleich und formten sie bis zur Bedeutungslosigkeit um. Sie schalteten auch das gesamte gesellschaftliche und wirtschaftliche Leben, auch das Vereinsleben, gleich und entließen und verfolgten politische Gegner bis zur Haft in KZs und bis zu ihrer Ermordung.

Es traten nach der März Wahl viele wirtschaftlich Tätigen in die NSDAP ein, entweder weil sie dazu gedrängt wurden oder weil sie bei einem Fernbleiben Nachteile für ihre weitere berufliche Existenz befürchteten, z. B. Julius Liebrecht, der Schwiegersohn von Albert Boehringer, zum 1. Mai 1933, Ernst und Albert Boehringer 1936 oder 1938, Hermann Berndes gleichfalls zum 1. Mai 1933. Die Nähe bzw. vorsichtige Distanzierung der Familie Boehringer zum nationalsozialistischen Gedankengut konnte Kießner, 2015 aufgrund aussagekräftigen Quellenmaterials ausführlich darstellen. (www.ingelheimer-geschichte.de)

Die Produktionsbedingungen der Ingelheimer Industriebetriebe mussten sich der NS-Wirtschaftsplanung und nach Kriegsbeginn noch stärker den Erfordernissen der Kriegsführung unterordnen. Auch die Ingelheimer Landwirtschaft gestalteten die Nationalsozialisten nach ihren Vorstellungen

um, insbesondere durch das Reichserbhofgesetz vom 29.09.1933 und die Einrichtung des alles reglementierenden Reichsnährstandes vom 13.09.1933. Auch in und aus Ingelheim wurden die Juden, die seit dem 19. Jahrhundert sehr gut in das Leben Ingelheims integriert und geachtet waren, zuerst diskriminiert, dann aus dem gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Leben verdrängt, finanziell ausgeplündert und enteignet, ins Exil oder in den Freitod getrieben, bis schließlich die letzten 17 hier Verbliebenen am 20.09.1942 in die Vernichtungslager im Osten deportiert wurden. In Ingelheim wurden viele Kriegsgefangene, Fremdarbeiter und Zwangsarbeiter beschäftigt. Ausführlich zu den Zwangsarbeitern bei Boehringer (Kißener, 2015, S. 141-170). Es erlitten viele Familien Verluste durch die Gefallenen des Krieges und die in Gefangenschaft Verstorbenen, gab es Opfer des Bombenkrieges, wenn auch nicht viele.

Offener Widerstand gegen die Nazidiktatur fand in Ingelheim bis auf eine Ausnahme (Berndes) nicht statt. Verdeckter Widerstand oder solcher von außen wird in Meyer/Klausing, 2011, S. 485-518 und im Kapitel VII (Ingelheimer Lebenswege), behandelt.

Folgende Ereignisse sind von nachhaltiger Bedeutung für Ingelheim gewesen:

Durch einen Erlass des Reichsstatthalters Jakob Sprenger in Darmstadt wurden die beiden, Ingelheim (und Frei-Weinheim) im Jahre 1938, sozusagen von oben zur "Stadt Ingelheim am Rhein". Rechtskräftig wurde die Vereinigung, um die seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts immer wieder erfolglos gestritten worden war, zum 1. April 1939. Diese Vereinigung wurde durch den frei gewählten Nachkriegsstadtrat am 15. Januar 1947 demokratisch bestätigt.

Durch das mutige Eingreifen des Volkssturmkommandanten Hermann Berndes (zusammen mit der Mehrheit der Ingelheimer Volkssturmführer) wurde eine von der Wehrmacht befohlene militärische Verteidigung Ingelheims gegen die vorrückenden US-Truppen im März 1945 nicht durchgeführt, so dass der Stadt wahrscheinlich größere Kampfhandlungen und Zerstörungen erspart blieben. Hermann Berndes wurde für diese Tat

der Vernunft von fanatischen Nazis hingerichtet. Die Ingelheimer Bausubstanz blieb also weitestgehend erhalten, was die Voraussetzung dafür war, dass einige Professoren und Studenten der 1946 von den Franzosen neu gegründeten Mainzer Universität, die im stark zerstörten Mainz selbst keine Wohnung fanden, nach Ingelheim zogen und dem Ingelheimer Nachkriegsleben ganz erhebliche kulturelle Impulse gaben. Außerdem konnte die Ingelheimer Industrie, so die Firma Boehringer, aufgrund der nur geringen Zerstörungen nach dem Kriege weiter produzieren und damit Arbeitsplätze in Ingelheim erhalten bzw. neue schaffen. Seit der Nazizeit gibt es keine Synagoge und kein jüdisches Gemeindeleben mehr in Ingelheim.

Der Luftkrieg in Ingelheim

Während unsere Nachbarstädte Mainz und Bingen unter vielen verlustreichen Bombardierungen zu leiden hatten, kam die 1939 zwar gegründete, aber noch keineswegs städtische Stadt Ingelheim sehr glimpflich davon, sowohl was die Toten durch den Luftkrieg, als auch was die materiellen Zerstörungen durch Bomben angeht. Gleichwohl ging der Luftkrieg von 1940 bis 1945 auch an Ingelheim nicht spurlos vorüber. Denn in der großflächigen Gemarkung von Ingelheim sind bei 714 Fliegeralarmen insgesamt ca. 3.000 Spreng- und Brandbomben niedergegangen, zumeist allerdings ungezielt auf freiem Feld, also ohne größere Schäden anzurichten. Dabei gab es in Ingelheim 14 Luftkriegsopfer durch Bomben und Tieffliegerbeschuss und 13 weitere Tote unter den Flugzeugbesatzungen abgestürzter deutscher und amerikanischer Kampfflugzeuge.

Erste Bomben fielen auf Ingelheim am 4. Juni 1940 nachts um 2 Uhr, als englische Flugzeuge einzelne Stabbrandbomben und fünf Sprengbomben in der Gemarkung Schaafau abwarfen.

Hier möchte ich Folgendes aus meiner Erinnerung einfügen: Diese Bomben fielen auf das Grundstück Blumenfeld meiner Tante Gretel und meines

Onkels Georg. Sie hatten ein Doppelhaus auf ihren Feldern gebaut. (Damals ging das ohne Genehmigung.) Sie hatten kein elektrisches Licht und kein Wasser aus der Leitung. Ein Brunnen, neben der Wohnung von Onkel Schorsch (Rufname), war getroffen worden, das Dach wurde beschädigt, eine Scheune brannte ab und Tiere wurden getötet. Tante Dina, Onkel Schorsch's Frau, Luzie und Willi die Kinder, waren etwas älter als ich. Sie kamen in der Nacht zu uns. Als die Bomben entschärft wurden, wurde eine Person buchstäblich zerrissen. Rund um das Haus gab es Spargeläcker. Als im Frühjahr Tante Dina Spargel stach, hatte sie den Finger an der Schippe, die man vergeblich gesucht hatte nach dem Tod des Mannes, der beim Sprengen zerfetzt wurde.

Von Mai 1940 bis zum 20. April 1945 gab es in Ingelheim 714 Mal Fliegeralarm, bei dem die Menschen die Schutzräume aufsuchen mussten, so dass die Arbeit auf den Feldern und in den Fabriken sowie der Schulunterricht immer schwieriger wurden. Eine größere Gefahr wurden ab Herbst 1944 die Tieffliegerangriffe mit Jagdbombern, mit je acht Maschinengewehren, die zum Schrecken aller Verkehrsteilnehmer wurden, aber auch von Arbeitern auf den Feldern, wo man sich nur schwer verstecken konnte. Geschossen wurde auch auf Schiffe im Rhein.

Obwohl es bald auf den Feldern Kleinbunker zum Schutz, für die draußen Arbeitenden gab, wurde am 8. Februar 1945 der 59-jährige Landwirt Heinrich Bieger um 11 Uhr auf seinem Feld durch das Geschoss eines Jagdbombers in die Brust getroffen und starb wenig später. Wir kannten die Familie gut. Der Sohn wohnt jetzt in Rüsselsheim.

Du glaubst doch nicht, dass sich ein Böhringer neben dich setzt

An Ostern 1937 kam ich in die Schule. Es hieß: „Jetzt fängt der Ernst des Lebens an.“ Ich habe mich nicht getraut zu fragen, was das heißt.

Lehrer Blum fragte: „Wollt ihr beten zu Beginn des Unterrichts oder ein Hitlerlied singen?“ Ich weiß nicht, ob ich davor etwas von einem Hitlerlied gehört hatte. Wir sagten „beten“. Drei Tage danach hatten wir einen anderen Lehrer, in Uniform, der diese Frage nicht stellte. Jetzt mussten wir Hitlerlieder singen. Lehrer Blum kam an die vorderste Front, wo er nach acht Tagen fiel. „Für Volk und Vaterland.“ Meine Mutter schickte mich mit Blumen zu seiner Witwe, das Beileid auszusprechen.

An die Klassenzimmerwand wurden Bilder gepinnt. Ein E stand für den Esel, der da als ausgeschnittenes Bild klebte. Ein H für Himmel usw. So haben wir das ABC gelernt. In die Schule ging ich gerne. Aber das Stillsitzen war nicht schön. Die Hände mussten auf dem Tisch liegen. Reden nur dann, wenn der Lehrer abfragte. Wer etwas nicht beantworten konnte, bekam eine Rüge. Manche Buben wurden über die vordere Bank gelegt. Der Lehrer hat ihnen die Hose heruntergezogen, und sie wurden mit dem Rohrstock geschlagen.

Ich bekam die Rute an den Händen zu spüren, weil ich am Griffelkasten herumspielte. Es tat unwahrscheinlich weh. Ausgerechnet dieser Lehrer Jacob kam zweimal am Ende der Schuljahre zu meiner Mutter und sagte, sie solle mich in eine Kunstschule schicken. Als Mutter mir das beichtete, war ich bereits 42 Jahre alt.

Ich lernte gerne und leicht. Gedichte habe ich auf dem Weg zur Schule auswendig gelernt ... außer der „Glocke“ von Schiller. Die war zu lang. Bis zur vierten Klasse gingen auch Hans Böhringer und sein Cousin Ruprecht Liebnecht in meine Klasse. Otto Böhringer war ein Jahr älter. Ihn sah ich wieder nach dem Krieg, als die Jungen aus der chemischen Dynastie wieder in die Kirche eintraten, um konfirmiert zu werden.

Mutter richtete mich immer schön her. Mit der Lockenschere drehte sie mir jeden Morgen die weißblonden Haare zu Schillerlocken. Meine Schwester

und ich hatten dunkelblaue Samtkleider, im oberen Teil gerüscht. Ich mochte das überhaupt nicht. Wer dicke, rote Backen hatte, wurde in Ingelheim als gesund und schön betrachtet. Mit meinem Aussehen fiel ich unter den Bauern aus dem Rahmen.

In die „Oberschule“ zu gehen, war mir nicht gegönnt. Meine Mutter meinte, dass ich das nicht brauche, weil ich ein Mädchen bin und heiraten werde. „Und sowieso setzt sich doch kein Böhringer neben eine wie dich.“ Geld für Bücher wäre auch keins da. (In der Volksschule wurden die gebrauchten Bücher an die nächste Klasse weiter gereicht.)

Schulsport war mir ein Gräuel. Drill pur. Im Laufen und Weitsprung war ich gut. Ansonsten eine Niete. Das bewahrte mich davor, ins BDM (Bund deutscher Mädel) – Lager geschickt zu werden. Heute weiß ich, dass Sport die Vorstufe für den Arbeitsdienst war. Beim Antreten zum Dienst, wenn ein verordneter Kinobesuch anstand, wurden uns die Ziele der deutschen Jugend nähergebracht. Das Lernen wurde zweitrangig. Hitlertruede wurde durch Schwüre eingefordert. In Reih' und Glied marschieren mit dem entsprechenden Liedgut. Die Ziele haben die Kinder nicht erkannt, die meisten Mütter wahrscheinlich auch nicht. Die Väter waren im Krieg. Hauptsache, die Kinder waren von der Straße, hatten ihre Ordnung, gehorchten jetzt zu Hause – wenn sie mal da waren. Ich glaube, meine Oma hat es erkannt. Sie hatte das Mutterkreuz bekommen für ihre vier Kinder. Sie hat es in die Ecke geschmissen und etwas dazu gemurmelt. Man musste aufpassen, was man zu Hause sagte, denn die Kinder wurden in der Schule ausgefragt. Doof scheine ich nicht gewesen zu sein, denn ich wusste, dass Oma den Feindsender abhörte und habe das nie erzählt.

Jede Familie musste via Stammbaum nachweisen, dass sie arisch ist. Auch darüber wurde bei uns zu Hause gesprochen und Oma, die im Odenwald geboren wurde meinte, im achten Jahrhundert wäre wohl ein Odenwälder Jude im Spiel gewesen. Ich glaube, ich wurde hellhörig, aber auch

ängstlich. Und ich war schüchtern. Jetzt musste ich zu den Jungmädeln, einer Vorstufe des BDM. Bei den Jungmädels wurden Gedichte auswendig gelernt, um sie zum Empfang einer BDM Führerin hohen Dienstgrades aufzusagen. Es wurden auch Lieder gesungen. Und hier schon hatten die Eltern Angst, aufzumucken. Keiner wollte auffallen und es war doch gut, wenn die Kinder gehorchten und bei den Bauern auf dem Feld halfen, wo doch keine Männer da waren.

Ich gehe mit den Kindern in den Rhein!

In der Ehe meiner Eltern begann es zu kriseln. Nach einem großen Streit packte Mutter mich und meine Schwester an der Hand und sagte: „Ich gehe mit den Kindern in den Rhein.“ Irene schrie, ich zitterte. Auf der Höhe des Hauses ihrer Freundin kehrten wir um. Vater war nicht hinterhergekommen.

Das Zusammenwohnen mit Oma lief nicht gut. Sie war der fremden Schwiegertochter nicht wohl gesonnen. Auch die Schwestern meines Vaters verhielten sich so. Mutter fühlte sich sicher alleine. Ich war ihre Vertraute. Mir hat sie all die Dinge gegen meinen Vater gesagt. Vater war im Krieg.

Es gab jetzt oft Fliegeralarm. Noch heute klingt mir der auf- und abschwellende Ton im Ohr. Am Anfang empfand man es als Sport, gesittet in den Keller zu gehen. Später, als die ersten Bomben rundum fielen, war es nur noch Angst. Die Pestalozzi-Schule war nicht groß. Unsere Klasse hatte 58 Kinder. Wir saßen eng auf Bänken, die mit den Tischen verbunden waren. Manche Fächer wurden ausgelagert. Die Singstunde wurde in einem ehemaligen Schwesternhaus abgehalten. Im unteren Stock gab es eine Kegelbahn. Der Gesangslehrer spielte Geige und wir mussten das Lied „Der Frosch sitzt in dem Rohre“ im Kanon singen. Viele der Jungen waren

im Stimmbruch, was den Lehrer zum Verzweifeln brachte und uns zum Lachen.

Wenn Alarm kam, sind wir mehrere Hundert Meter zurück in die Schule, in den Schutzkeller gerannt. Bei dreimal Alarm an einem Vormittag, kann man sich denken, wie ein Unterricht verläuft. Und was man lernt. Beim Sport im Freien ging es immer darum, bei Landesfesten in anderen Bezirken besser zu sein und zu KÄMPFEN: So waren dann auch die meisten Lieder Marschlieder, denn jetzt hieß es: Antreten. In Reih´ und Glied. Augen gerade aus. Im Gleichschritt. Marsch. „Schwarzbraun ist die Haselnuss“..., „auf der Heide blüht ein kleines Blümelein“... So mussten wir manchmal ins Kino marschieren, wo uns ein Film der Hitlerjugend präsentiert wurde. Dort wurden dann andere Lieder gesungen, wie „Es zittern die morschen Knochen“. Von Kindheit keine Spur mehr. Heiterkeit ganz wenig. Manchmal Schadenfreude. Zynismus bei den Eltern. Irritationen bei den Kindern. Besser nicht fragen, weg gehen. Oma hörte Fremdsender: Das müssen wir alle noch büßen. „Achtung, das Kind ist da!“ Da wusste ich, ich darf nichts hören und sagen. Die Fensterläden waren geschlossen, wenn das bum, bum, bum, bum des Senders ertönte. Es konnte sein, dass draußen einer vorbeikam, der uns anzeigte. Wenn einer aus dem Bekanntenkreis abgeholt wurde, hieß es: Den sehen wir so schnell nicht wieder. Überall waren Schriftzüge mit „Achtung – Feind hört mit“ oder „Räder müssen rollen für den Sieg“. Schwarze Gestalten waren an die Wände gemalt mit eingezogenem Kopf und einem großen Sack auf dem Rücken, das war der „Kohlenklau“. Private Pkw gab es wenige. Sie wurden beschlagnahmt, wie auch Pferde und Busse. Glocken wurden eingeschmolzen zu Waffen. In der Schule bekamen wir den Befehl, Heilkräuter zu sammeln als Tee für die Soldaten, Strümpfe, Pulswärmer und Kniewärmer zu stricken in der Handarbeitsklasse.

Wenn ich von den Jungmädels kam, scheuchte ich alle Nachbarskinder zusammen und lehrte sie die Lieder, die ich gerade gelernt hatte. Ich zog mit ihnen durchs Viertel und sie mussten das Gelernte singen. So schnell

geht Erziehung und so einfach. Es dauerte, Gott sei Dank, für mich nicht lange, denn wir zogen um nach Ostpreußen.

Ostpreußen – auf Zeit

Mein Vater war schon ein halbes Jahr dort stationiert und fuhr Bus. Ich erinnere mich, dass er sagte: „Ich schieße niemand tot, ich stelle mich dumm an.“ Bei der Ausbildung hätte er immer in den Sand geschossen. Also: Am 1. April 1941 kamen wir in Rastenburg an. Mutter muss ziemlich geschleppt haben an den Koffern und mit uns beiden Kindern an der Hand. Durch die Fliegeralarme war ich es schon gewöhnt, bestimmte „Wertgegenstände“ in der einen Hand, in der anderen Hand mein Schwesterchen zu halten.

Aufregend war der Umstieg in Berlin. Noch keiner von uns war vorher hier. Und dann die Rolltreppe. Ein Wunderwerk. Keine meiner Schulkameraden hatte so etwas schon erlebt. Als wir in Rastenburg ankamen, lag noch Schnee. Wir wohnten außerhalb der Stadt in einer U-förmigen Siedlung. Unsere Vermieterin war Witwe und hatte eine behinderte Tochter. Die Leute waren bitterarm. Die Kartoffeln, die hinter dem Haus wuchsen, gruben sie mit der Hand aus. Es gab keine Gartengeräte. Im Keller war das Klo, ein Eimer. Kein Licht. In der Mitte der Siedlung war eine Wiese. Alle Bewohner rundum ließen ihre Gänse auf die Wiese. Abends kamen sie mit einem put, put, put in ihre Ställe zurück.

Ich war zehn. Als ich mich in der Haustüre zeigte, bekam ich einen Stein an den Kopf geworfen. Das war der Empfang der Dorfjugend. Nun ging ich dort zur Schule. Von unserer Siedlung aus, ging man durch Kornfelder, die so hoch waren und so bunt mit Klatschmohn und Kornblumen, wie ich sie vorher noch nie gesehen habe. Am Ende des Weges sah man einen kleinen See, eher eine große Pfütze, in der sich viele Schweine suhlten. Dahinter eine lange Baracke. Das war das Schulhaus. Zwei Klassen wurden zusammen unterrichtet. Ein großes Hitlerbild hing an der Wand – das

hatten wir in Ingelheim nicht. Der Lehrer unterrichtete in einer SA-Uniform. Das flößte Angst ein. Ein paar Tage später wurde Hitlers Geburtstag gefeiert und alle Geschäfte, auch in der Innenstadt, hatten die Auslagen nur auf diesen Tag abgestimmt. Überall war das Bild des „Führers“ in den Schaufenstern.

Die Landschaft war wunderbar. Soweit man schauen konnte Wiesen mit Kühen oder wunderschönen Pferden. Wälder so dunkel, dass sie schwarz wirkten. Jetzt hatte ich auch Freunde, und wir liefen an die Guber. Ein schmaler Fluss im Sandbett, der sich durch den Wald schlängelte. Dort gab es wilde Erdbeeren, die köstlich schmeckten. Da tollten wir herum.

Vater hat mich manches Mal im Bus mitgenommen. Die Seenlandschaft, die wir passierten haben, hat ihm auch so gut gefallen. Das Schilf am Rande des großen Sees, die Ruhe, die diese Landschaft ausstrahlt, die aber auch geheimnisvoll scheint, ist für mich unvergesslich. Sie gehört zu meinen schönsten Lebenserinnerungen. Angerburg, Sensburg, Lötzen waren Orte, die wir passierten, bis wir zur Wolfsschanze kamen, wo Vater die Arbeiter abholte und wieder in ihre Unterkünfte brachte. Das war wohl seine Aufgabe, die Arbeiter hin und zurückzubringen. Durch das Tor durfte er nicht.

Mutter und andere Busfahrer-Ehefrauen fuhren wöchentlich nach Mulach. Ein Dörfchen mit nur wenigen Häusern. Die kuhfladengedeckten Dächer und die vielen Storchennester hatten es ihnen angetan. Gänse- und Hühnereier haben sie in Mengen mit nach Hause gebracht.

Aufstehen Kinder, es wird Zeit

Meine Schwester wurde am 4. Juli 1941 vier Jahre alt.

Zwei Tage später wurde mein Vater nach Russland versetzt. Der Russlandfeldzug hatte begonnen. Ohne Kriegserklärung hatte Hitler die Sowjetunion überfallen.

Wir fuhren wieder zurück nach Ingelheim. Hier hatten wir jetzt täglich Fliegeralarm. In Rastenburg gab es keinen Alarm und kein Flugzeug – wie schön war das gewesen.

Wenn der Postbote kam, hielten viele Mütter und Ehefrauen „die Luft an“, ob es ein Feldpostbrief wäre. War es ein Einschreiben, dann war es die Todesnachricht „gefallen für Volk und Vaterland“. Auch in unserer Umgebung kamen schon solche Briefe an. Das sprach sich dann rum wie ein Lauffeuer. Jedem Nachbarn wurde auch mitgeteilt, was der Vater oder Ehemann geschrieben hatte. Wo er „im Felde“ war. Man nahm Anteil am Geschehen. Alle saßen im gleichen Boot mit ihrer Angst. So war es auch, wenn eine Sondermeldung durch den Volksempfänger kam. Er wurde laut gedreht, so dass es über das ganze Viertel hallte. Immer begleitet von Marschmusik. „Unsere Soldaten haben den Feind besiegt. Diese oder jene Stadt ist fest in deutscher Hand.“ Einige Nachbarn haben gejubelt, andere wurden nachdenklich. Zu ihnen gehörte Oma. Sie warf die Tür zu. Oma hatte den 1. Weltkrieg erlebt und die große Inflation.

Wenn es nachts Fliegeralarm gab, ging Oma gleich in den Keller in die Nachbarschaft. Sie rief dann zu uns hoch: „Ich gehe schon. Gib mir die Kinder mit!“ Was Mutter nicht tat. Sie wollte, dass wir noch etwas schlafen konnten, was bei mir nicht mehr ging. Wir lagen immer halbangezogen im Bett. Jederzeit bereit aufzuspringen bei akuter Gefahr. Man hatte damals noch Leibchen an, ein Oberteil bis zur Hüfte, das mit den Strümpfen durch ein Band mit Knöpfen verbunden wurde. Mutter stand am Fenster und beobachtete den Himmel. Flogen die Bomber noch hoch, gab es keine unmittelbare Gefahr. Setzten sie „Weihnachtsbäume“ (Leuchtkugeln in der Anordnung eines Baumes), war das ein Zeichen für den Abwurf ihrer tödlichen Fracht.

Dann sagte Mutter in einem aufreizend beunruhigenden Ton, „Aufstehen, Kinder. Es wird Zeit.“ Meine Aufgabe bestand darin, Mutters Pelzjacke anzuziehen, die Kasette mit den Papieren in der einen Hand und in der anderen die kleinen Hände meiner Schwester. Ich kann noch heute das

Zittern nachempfinden, das ich damals hatte. Ich wäre gerne früher mit Oma in den Keller gegangen.

Im Keller unserer Nachbarn, dem Großbauern Saalwächter – etwa fünfzig Meter von unserem Haus entfernt – hatten wir und andere „Gäste“ Kinderbetten aufgestellt. Dort konnten wir dann weiterschlafen, soweit das ging. Bei mir nicht. Der Keller war sehr tief. Es lagen dort Fässer mit Wein, Kartoffeln und anderes. Jeder Luftschutzkeller musste oben an der Treppe einen Eimer Sand, einen Eimer Wasser und eine Schaufel bereit haben, falls man verschüttet wurde. Einen Luftschutzwart gab es auch. Der achtete darauf, was gesprochen wurde und dass keine Gefangenen drin waren. Manche Gefangene wurden den Bauern für die Arbeit zugeteilt. Sie durften nirgends in die Schutzräume.

Noch heute rieche ich den Geruch des Kellers. Eine Mischung aus kühlfeuchtem Keller mit Wein und Kartoffelgeruch. Ebenso, wenn Entwarnung war und wir herauskamen. Ein Geruch von Brandbomben und Phosphor. Am Himmel noch der Feuerschein einer brennenden Stadt. Die sich hin und her bewegenden Scheinwerfer, die nach Flugzeugen suchten.

Zu Hause angekommen, kletterte Mutter auf den Speicher um ihn nach Brandbomben abzusuchen. Wir hatten zwar auch einen Keller im Hause, der aber nicht als Schutzraum geeignet war. Zu klein, kein Fenster, und daher kein Ausstieg im Notfall, und er hatte vom Flur aus einer Falltür.

Einmal schafften wir es nicht in den Nachbarskeller und wir blieben in der Küche sitzen. Wie immer wurde die blaue Birne in der Lampe angemacht, Fensterläden geschlossen und alle Ritzen abgedichtet, damit kein Licht nach außen dringt. Auf den Straßen brannten sowieso keine Laternen. Das Bombeninferno war schrecklich. Alle, außer Oma, lagen wir auf der Erde, weil bei einer bestimmten Art von Bomben (Luftminen) sonst die Lungen platzen würden. Wir beteten. In meiner kindlichen Einfalt betete ich, der Pilot möge den Ingelheimer Stadtplan nicht finden.

Mainz wurde bombardiert. Mit der Zeit fand man heraus, wenn der Feuerschein über dem Haus von Bauer Saalwächter stand, war

Ludwigshafen oder Mannheim getroffen, über dem Haus von Klink Darmstadt und über Werners Haus Frankfurt.

Als Rüsselsheim getroffen wurde, fuhr Mutter am nächsten Tag dorthin, weil ihre Schwester und ihr Bruder dort wohnten. Sie kam entsetzt zurück. Keine Straße war zu erkennen, überall Trümmer, tote Menschen, tote Pferde. Den Freunden und Verwandten war nichts passiert, aber einige hatten keine Wohnung mehr. Ausgebombt. Eine Cousine wohnte eine Zeitlang bei uns.

Im Radio hörte man Kürzel und man bekam heraus, dass es eine Information war, über die Richtung der Bomber.

Man kopierte sich diese Grafik, um die Flugrichtung nachzuvollziehen. Richard, Richard bedeutete, dass das Geschwader über Rheinland-Pfalz flog. Gefahr! Quelle, Quelle war Hessen. Ständig war man damit beschäftigt, herauszufinden, ob es für uns Gefahr bedeutet.

Von einem normalen Schulunterricht konnte man nie sprechen.

Heilkräuter zu sammeln, wurde jetzt auch zu einem Problem, nachdem Herr Bieger mitten auf dem Feld von einer Mic (Tiefflieger) gejagt und erschossen wurde.

Wenn man wegging, wussten die Angehörigen nicht, ob man gesund wieder nach Hause kam.

Einmal musste ich in einer Apotheke in Mainz ein Medikament besorgen, da man es nicht in Ingelheim bekam. Fliegeralarm, der Zug hielt in Uhlerborn und alle mussten raus in den Wald, weil ein Zug ein gutes Ziel für die Bomber ist.

Ich hockte neben einem Soldaten, der da mit seinem Gewehr stand, als ein kopfgroßer Flack Splitter herunterschlug. Einen halben Meter vor mir. „Da hast du aber Glück gehabt, Kind“, sagte er. Ich hatte es gar nicht gemerkt. Ich hatte die Augen zu, und die Erde hat sowieso gebebt. In Mainz kam ich nicht an. Mainz war dem Erdboden gleichgemacht.

Die Amerikaner warfen Silberpapierstreifen ab, um die Flack zu stören und das Radar. Aber auch Mitteilungen, die man nicht lesen sollte und abliefern musste, kamen vom Himmel.

Eismeerstraße

Wenn Vater auf Urlaub kam, sagte er, wir hätten es schwerer als viele Soldaten an der Front.

Nach einem halben Jahr Russland wurde seine Einheit gewechselt, und er war jetzt in Finnland – Lappland stationiert. Finnland war auch von Deutschland besetzt, aber ihr Präsident Mannerheim kooperierte mit Deutschland. Vater brachte mit seinem Bus Arbeiter an Ort und Stelle. Sie bauten die Eismeerstraße. Laut Wikipedia gibt es die Eismeerstraße seit 1931. Sie ist 531 km lang. Sie verbindet Rovaniemi mit Petsamo. Ich habe nichts davon gefunden, dass deutsche Soldaten sie gebaut hätten. Es ist eine Verbindung zum Nordmeer. Strategisch wichtig. Er schrieb auch von einem Eistunnel. Die Straße, die Vater befuhr, lag nur ein paar Meter neben der russischen Grenze. Rovaniemi war seine Station und später, Petsamo. Von dort kam auch die Post und manchmal ein Päckchen mit einem Rentierschinken, auch an seine Geschwister, was Mutter wieder erboste. Da war Mutters Schönheit schon durch einen verbissenen Gesichtsausdruck gezeichnet. Für uns Kinder hat er Trachtenschuhe und Mützen der Samen geschickt, die ich auch in der Schule tragen musste. Das war ein Spießrutenlauf für mich, aber wir hatten keine anderen warmen Schuhe.

Vater war begeistert vom Nordlicht und beschrieb es sehr anschaulich in seinen Briefen. Viele schickte er persönlich an mich. Er schickte Fotos von Kindern, die wegen Skorbut wie alte Menschen aussahen, über das isländische Moos schrieb er, dass es, wenn man es pflückt, hart wird, und über die Rentierherden, die durch das weite Land der tausend Seen wandern. Die Hirten, die Rentiere einspannten und in einer Art hölzernen

Backmulde, wie er schrieb, sich 200 bis 300 km zu einem nächsten Ort über Moore transportieren ließen. Vater hatte eine gute Beobachtungsgabe und konnte sich wie ein Kind freuen. Schade, dass meine Eltern so gar nicht zusammenpassten. Über all diese Beschreibungen war Mama oft eifersüchtig. Ich glaube, sie fühlte sich vom Leben ausgetrickst.

Die deutschen Soldaten mussten das Land verlassen. Nach 1944 ist dieser Abschnitt der Eismeerstraße wieder an die Sowjetunion gegangen.

Weiter über Norwegen kam mein Vater mit dem letzten Schiff, das auch torpediert wurde, nach Deutschland. Dort wurde er in Berlin eingesetzt. Nie hat er darüber geredet, was er dort erlebte. Er kam in Schleswig-Holstein in ein Gefangenenlager, wo die Gefangenen den Kadaver eines Pferdes roh aufgegessen haben.

Der Endsieg

Straßensperren! Alte Männer und Schulbuben wurden in Eile an der Panzerfaust ausgebildet. Sie sollten die Stadt verteidigen. Im Radio konnte man hören, wo die Alliierten schon waren. Man machte uns Angst. Und immer noch geisterte die Nachricht einer Wunderwaffe durch die Bevölkerung. Ich kannte ein Mädchen aus Ober-Ingelheim, die in einer Waffenfabrik in der Eifel eine Hand verlor. Sie hat davon erzählt: „Unser Führer lässt uns nicht im Stich.“ Oma ließ das kalt. Sie hörte weiter und jetzt ohne Angst, den Schwarzsender.

Am Tag des Einmarsches saßen wir alle im Keller. Manchmal kam jemand und sagte, die Amerikaner stehen schon in Bingen. Was wird werden? Werden sie die Frauen vergewaltigen? Uns erschießen? Ich bekam ein Kopftuch auf, um älter zu wirken. Es wird Nacht, und es hat sich noch nichts getan. Dann plötzlich Pferdegetrappel. Wagen rollen, Bauernwagen. Jemand schaut nach. Die Bauern hatten ihre Wagen voll mit Lebensmitteln.

Wo haben sie das her? Seit Jahren hungern wir alle und werden mit der zugeteilten Ration der Lebensmittelkarten nicht satt. Ich laufe weg und den Wägen hinterher, die stadteinwärts fahren. Ein paar andere Jugendliche auch.

Es ist die Malzfabrik in der Mainzer Straße, die anvisiert wurde. Ein Offizier steht da, mit gezückter Pistole, aber niemand kümmert sich darum. Wir steigen ein, durch ein kaputtgeschlagenes Kellerfenster, und treffen auf ein Versorgungslager, das wohl für die Offiziere gedacht war. Zum größten Teil war es schon leergeräumt. Einige saßen oben auf den Kisten oder den aufgestapelten Dosen und hüteten ihren Schatz, während sie auf Hilfe für den Transport warteten. So jemanden hatte ich nicht. Ich ergatterte noch ein paar Würfel Erbswurst (getrockneter und gepresster Grünkern für die Suppe) und ein paar Flaschen Südwein. Kannte ich nicht. Ich hatte eine Breecheshose meines Vaters an. Sie hatte weite, ausgestellte Taschen, die ich schnell aufriss und die Weinflaschen darin verstaute. Ich glaube, es waren sechs. Um aus der Fabrik herauszukommen, musste man eine Leiter hoch. Also, die Flaschen oben hinstellen und dann hochklettern. Bis ich oben war, waren schon drei Flaschen geklaut. Ich kam mit kleiner Beute in den Keller zurück, stolz wie ein König, und jeder bekam ein Likörgläschen voll von dieser Köstlichkeit. Ich auch. Ich war jetzt erwachsen.

Der Krieg war aus. Endlich! Nie wieder Waffen in die Hand nehmen, nie wieder sich mit Politik beschäftigen, war die Devise.

Wir Schulkinder, jetzt 14 Jahre alt, mussten in den letzten Tagen vor der Kapitulation auf den Marktplatz marschieren und uns den aufgehängten Herrn Berndes anschauen. Dieser vernünftige Mann, aus gutem Haus, hatte sich geweigert, die Vorbereitungen für die Verteidigung Ingelheims durchzuführen.

Ich glaube, es war morgens, als sie kamen. Klopfen mit dem Gewehrkolben an die Kellertür und zugleich aufreißen. Sie schauten zuerst, ob Männer da